

Mannalese und Eucharistie

Die spätgotische Ummalung des Sakramentshauses in der ehemaligen Klosterkirche Lobenfeld

Eine nachdenkliche Betrachtung 5 Jahrhunderte
nach ihrer Entstehung

Hans Martin Schäfer

Fast ein Jahrzehnt lang¹ hatte ich die Fresken der Klosterkirche vor mir, sonntäglich stand ich auf der Kanzel, ihnen gegenüber. Über den kunstgeschichtlichen Rang der Wandmalereien war ich mir schon damals im Klaren, kamen doch immer wieder kunstverständige Besuchergruppen, von denen ich Neues erfuhr und denen ich erzählte, was ich wusste.² Nie bin ich jedoch über die theologiegeschichtliche Problematik der Gegenüberstellung alt- und neutestamentlicher Themen gestolpert.

Erst neuerdings, als ich 50 Jahre danach wieder die Bilder sah, kam ich ins Grübeln. An der Nordwand des Chores fallen schon ihrer deutlicheren Erkennbarkeit wegen die Malereien um das einstige Sakramentshaus ins Auge. Der Stifter, in würdiger Pose, dem eine männliche Gestalt in geringerer Größe³ zur Seite gestellt ist, schaut ehrfurchtsvoll nach oben, wo im Tabernakel der eucharistische Christus in Gestalt der geweihten Hostie aufbewahrt wurde. In der räumlichen Entsprechung rechts neben dem Konsolenansatz sehen wir einen Juden, deutlich an Haartracht, Bart und Kopfbedeckung als solcher zu erkennen, der offensichtlich kniend eine Schale voller weißer Hostien vor sich hält. Er wird um Haupteslänge überragt von der jungen Frau, die seitlich hinter ihm sitzt, ihrer Kopfbedeckung nach als unverheiratet dargestellt. Die Bezüge zum Nonnenkloster sind offenkundig.

Wir wissen inzwischen aufgrund genauer kunstgeschichtlicher Forschungen,⁴ dass seit Ende des 14. Jhs. vor allem in Österreich, vereinzelt auch im südwestdeutschen Raum, Visualisierungen des eucharistischen Themas mit der biblischen Erzählung vom Mannawunder in der Wüstenwanderung des Volkes Israel (2. Mose 16) entstanden sind.

Wir wissen auch, wie in jener Zeit ganz selbstverständlich davon ausgegangen wurde, dass in der göttlichen Heilsgeschichte die jüdische Religion durch die christliche ersetzt sei. Dies wurde nicht in emotionsloser Deutung als geschichtliche Entwicklung dargestellt, sondern höchst polemisch als schändliche Starrköpfigkeit der Juden gedeutet – schon lange vor den Kreuzzügen und bis hinein in die jüngste Vergangenheit. Die Reformation hat leider die Polemik weiter getragen. Einer der ganz wenigen, die sich zumindest für eine juristische und gesellschaftliche Gleichbehandlung der Juden einsetzten, war der Pforzheimer Humanist Johannes Reuchlin (1455–1522), Großonkel Philipp Melancthons aus Bretten, des großen Sprachgelehrten und Mitarbeiters Martin Luthers. An eine theologische Neubesinnung

zur religionsgeschichtlichen Rehabilitierung des Judentums war damals nicht zu denken.

So waren dementsprechend in der christlichen Kunst die thematischen Bezüge zur hebräischen Bibel durchweg geprägt von der Vorstellung: Das Alte Testament mit seinen Erzählungen und gesetzlichen Bestimmungen ist die überwundene Vorstufe des Neuen Testaments. Erst dessen Geschichten und Ermahnungen sind die endgültige Offenbarung. Architektonisch, farblich, grafisch, perspektivisch und sonstwie haben die Künstler diese Rangordnung umgesetzt.

So werden auch die Ranken, die das Sakramentshaus in Lobenfeld markant umrahmen, nicht nur einem ornamentalen Interesse dienen. Es ist aus zahlreichen Wandmalereien und künstlerisch gestalteten Handschriften der Spätgotik bekannt, dass sie im Dienst einer theologischen Werteskala stehen. *„Nicht anders als in einer Darstellung der Wurzel Jesse ... führt die wachsende Pflanze von der Welt des Alten Bundes zu Christus empor, sie verweist also eindeutig auf eine Hierarchie.“*⁴⁵

Es sei daran erinnert, dass auch die Oster- und Passionsspiele ein immer deutlicheres antijüdisches Gepräge annahmen. Ob ein Zusammenhang zwischen den frühen christlichen Schauspielen und den mittelalterlichen Verfolgungswellen besteht, ist nach Auskunft der Historiker⁶ kaum nachweisbar. Eindeutig sprechen aber die Symbolgestalten Ekklesia und Synagoge, die als gegenübergestellte Frauengestalten mittelalterliche gotische Portale zieren, von der üblichen Abwertung des Judentums. Typisch für diese Darstellungen sind Krone und Kreuzesfahne bei der stolzen Ekklesia, während das auffallende Merkmal der Synagoge neben dem zerbrochenen Banner eine Augenbinde ist, die ihre Blindheit ausweist.

An dieser Stelle kann es nur um eine vereinfachende Skizze des damaligen Zusammenlebens von Juden und Christen gehen. Eine umrisshafte Vorstellung von diesem dunklen Kapitel der mitteleuropäischen Geschichte darf indes heutzutage bei Besuchern unserer Kirchen vorausgesetzt werden.

Für eine kritische Meditation gerade unseres Bildes erscheint es dennoch einer Erinnerung wert, dass nicht nur stereotyp Pestepidemien und sonstige Katastrophen auf jüdische Ritualverbrechen zurückgeführt wurden, sondern gerade die widersinnige Anschuldigung des „Hostienfrevels“ immer wieder den Juden angehängt wurde.

Vor diesem Hintergrund konnte der Betrachter damals die betonte Gegenüberstellung von Mannaese und Abendmahl nicht anders deuten als von der gängigen Rangordnung bestimmt. Etwa so: Der fromme Jude überreicht der Christin das wahre Manna, die Hostie der Eucharistie. Sie ist das eigentliche Himmelsbrot. Die volle Schale zeigt die Fülle der neutestamentlichen Heilsgaben. Zwei Engel bilden den würdigen Rahmen für das wertvolle Sakramentshaus, das die zu verehrende Hostie birgt. Die Speisung des Volkes Israel in der Wüste ist zur Abendmahlsgeschichte geworden.

Die christliche Kirche, repräsentiert durch den Kleriker, autorisiert diese Deutung. Das Kind – wenn man sich für diese Interpretation der kleineren Gestalt auf der linken Bildhälfte entscheidet⁷ –, das beim Einsammeln der Mannakörner behilflich ist, könnte vielleicht sogar als Hinweis auf die Generationenfolge des neuen Gottesvolkes verstanden werden. Die Kirche nimmt, so gesehen, in der Heilsgeschichte die Stelle Israels ein. An die Stelle der „blinden“ Synagoge wäre die „sehende“ Kirche getreten. Diese theologische Sicht ist jedoch heute wissenschaftlich nicht mehr vertretbar. In dieser Einsicht stimmen die führenden Exegeten⁸ und zahlreiche offizielle Verlautbarungen unserer Kirchen⁹ glücklicherweise überein.



Mannalese –
Klosterkirche Lobenfeld

Fragen wir zunächst nicht nach den katastrophalen Folgen dieser hier skizzierten überholten Geschichtsbetrachtung – wiewohl wir wissen, dass der „christliche“ *Antijudaismus* eine wesentliche Wurzel des rassistischen *Antisemitismus* war. Ob dies auch noch für den heutigen Antisemitismus gilt, wie er weltweit beobachtet werden kann, ist eine andere Frage. Sie soll hier nicht weiter verfolgt werden.

Fragen wir zunächst nach dem ursprünglichen biblischen Text, 2. Mose 16,13. So wollten es ja die gemalten Wandbilder der Kirchen. *„Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde. Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu (d. h.: was ist das)? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das Euch der Herr zu essen gegeben hat.“*

Im Folgenden wird noch erzählt, dass Mose den Familienvätern gebot, für sich und ihre Zeltgenossen je ein Omer voll täglich aufzusammeln. Ein Omer, eine Tonschale, fasste etwa 3,5 Liter, also eine erstaunlich große Menge pro Person und Tag. Es war nicht erlaubt, mehr als die Tagesration zu sammeln, und es war auch nicht erlaubt, am Sabbat zu sammeln. Nur dafür durfte am Vortag die doppelte Menge gesammelt werden. In einem neueren christlichen Kommentar wissenschaftlicher Exegese¹⁰ lesen wir dazu: *„Gott gibt immer, das soll Israel daraus lernen, das für den augenblicklichen Bedarf Erforderliche, das ‚tägliche Brot‘, nicht mehr und nicht weniger. Auch für den kommenden Tag sollte, etwa aus ängstlicher Vorsorge, nichts aufgespart werden. ‚Der morgende Tag wird für das Seine sorgen‘, d. h. Gott wird täglich das Nötige geben.“*

In dieser Tradition lebt die jüdische Frömmigkeit bis zum heutigen Tag und schöpfte daraus Hoffnung über Jahrtausende. Es ist unschwer zu erkennen, dass auch Jesus darin lebte und lehrte. Und es zeichnet den hier zitierten christlichen Exegeten aus, dass er mit Anklängen an die Bergpredigt¹¹ diesen Text kommentiert. Handelt es sich dabei doch um Worte des Rabbi aus Nazareth mit Namen Jesus. Dessen hohe Wertschätzung seiner (jüdischen!) Bibel ist eindeutig überliefert. *„Kein Tüpfelchen vom Gesetz wird vergehen“*, sagt er an anderer Stelle der Bergpredigt.

Nach den schrecklichen Ereignissen der nationalsozialistischen Judenvernichtung des letzten Jahrhunderts hat eine Neubesinnung eingesetzt. Es war zunächst nur eine Minderheit der Christen, die bereit war, diesen Weg des Umdenkens und Lernens mitzugehen. Einer der ersten Bahnbrecher der Neubesinnung war der badi-sche Prälat und frühere Heidelberger Pfarrer Hermann Maas (1877–1970)¹². Viele Gemeinden, Pfarrerinnen und Pfarrer verdanken ihm die ersten Anstöße zu einem Umdenken. Zu ihnen zählt auch der Verfasser dieser Zeilen.

Inzwischen haben sich auf vielen Kongressen christliche Theologen mit jüdischen Gelehrten zusammen gesetzt, um miteinander die Bibel zu lesen, sie „zu lernen“, wie die jüdischen Kollegen uns lehren. Synoden der Kirchen Deutschlands und in aller Welt haben sich zu einer neuen biblisch verantwortbaren Sicht des Miteinanders bekannt, das nicht zu einer Gleichmacherei werden will und soll. Dies im Einzelnen zu entfalten, ist nicht Sinn dieses Beitrags. Stellvertretend für eine wahre Flut von wissenschaftlichen und kirchlichen Stellungnahmen seien zwei Zitate angeführt: 1. Der frühere Herrenalber Akademiedirektor und Mosbacher Dekan Gerhard Langguth schrieb im Vorwort einer kleinen Sammlung eigener Predigten aus jüdisch-christlichen Gottesdiensten:

„In der ökumenischen Bewegung ahnen und lernen die christlichen Kirchen untereinander, dass sie nicht in allen Lehrmeinungen vollinhaltlich miteinander übereinstimmen müssen, bevor Christen der verschiedenen Kirchen gemeinsam Gott loben und verantwortlich in der Welt handeln können ... Vielmehr sind wir im Denken ebenso wie im Glauben und Beten unterwegs, um die Wahrheit zu suchen und zu finden, die uns verbindet und eint ... Der Glaube an die Auferweckung des jüdischen Menschen Jesus trennt die Christen von den Juden. Der irdische und der auferstandene Jude Jesus verbindet alle Christen mit den Juden ...“¹³

2. Im Vorwort zu einem weiteren Predigtbändchen von G. Langguth schreibt ihm der Jerusalemer jüdische Religionsphilosoph und Schriftsteller Schalom Ben Chorin:

„Der Verfasser ... geht dabei von der Erkenntnis des ungekündigten Bundes aus, die Jahrhunderte lang in der Kirche vergessen oder verdrängt wurde. Das Christentum ist nicht Erbe des Judentums, das ja keineswegs tot und daher beerbbar wäre, sondern, ganz im Sinne des Paulus, Miterben Israels. Der Alte und der Neue Bund ergänzen einander im Sinne einer Zeugenschaft für den lebendigen Gott in einer Welt der Gottesfinsternis. Diese Erkenntnis ist teuer erkaufte durch das Opfer der Millionen Juden im Holocaust und muss heute bewahrt und vertieft werden.“¹⁴

Vor diesem neuen, wahrhaft befreienden Hintergrund gemeinsamer Berufung zum Bekenntnis des Einen Gottes in einer Zeit zunehmender Gottesvergessenheit sehen wir die Bilder neu. Und angesichts bedrohlicher Zunahme von religiösem Fanatismus weltweit können wir nur im Respekt vor der Würde Andersgläubiger die hier überlieferten Zeugnisse des jüdisch-christlichen Dialogs lesen, die die Wände unserer Klosterkirche in wunderbarer Weise bedecken.

Kehren wir zur Mannalese zurück. Die Ausmalung zu Ehren des Tabernakels ist ein Dokument der engen Verwandtschaft der jüdischen und der christlichen Frömmigkeit. Die Verbindung der Mannageschichte der hebräischen Bibel, dem „Ersten Testament“, mit der Sakramentsverehrung der christlichen Kirche, die sich auf das „Zweite Testament“ beruft, belegt eine tiefe geistesgeschichtliche Verbundenheit. Wissenschaftler sprechen von „typologischer“ Nähe. Der einfache Bibelleser befreit sofort: Hier wie dort geht es um Speisung mit einem Brot vom Himmel.

Ursprünglicher Adressat der Mannaerzählung ist bekanntlich das Judentum. Das 2. Buch Mose, wo sich diese Erzählung findet, gehört zur Thora, dem heiligsten Teil des Kanons. Wir wissen, dass in der Synagoge und im Talmudunterricht diese Geschichte aus dem jüdischen Selbstverständnis gedeutet wird. Sie wird seit Jahrtausenden verstanden und geglaubt als die überaus tröstliche Erinnerung an den Einen Gott Israels, der sein Volk beispielhaft für alle Völker und alle Generationen der Menschheit durch die Wüsteneien führte und führt, indem er in größter Not das „tägliche Brot“ gibt. „*Er weiß viel tausend Weisen zu retten aus dem Tod ...*“ heißt es bei Paul Gerhardt.¹⁵

Wir könnten im Gespräch mit jüdischen Bibellesern vermutlich viel aus ihrer Glaubensgeschichte dazu erfahren. Wenn wir nicht belehrend meinen, ihnen den eigentlichen Sinn dieser Geschichte erst noch eröffnen zu müssen, nämlich den versteckten Hinweis auf die christliche Eucharistie.

Für christliche Betrachter heute bedarf es eines Umdenkens: In jedem Abendmahlsgottesdienst, in jeder Eucharistiefeyer erinnern wir uns „zu seinem Gedächtnis“ an die letzte Mahlzeit Jesu mit seinen Jüngern. Höchstwahrscheinlich feierte er in jüdischer Tradition an jenem Abend das *Sedermahl*, wie es Juden bis heute feiern am Vorabend des Pessachfestes. Im Verlauf der Liturgie dieses Festmahles werden einzelne Elemente der Geschichte Israels gedeutet, so die *bitteren Kräuter* (als Hinweis auf die bitteren Leiden in Ägypten), der *braune Brei* (mit der Farbe des Lehms, aus dem die Israeliten in Ägypten Ziegel zu formen hatten) u. a. m.

Jesus fährt fort und deutet das Brot mit den Worten: „*Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird ...*“. Im Folgenden nimmt er den Kelch, der auch zum liturgischen Ritual des Mahles gehört, und deutet ihn: „*Das ist der Kelch, der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird ...*“. Dieses *für euch* ist seither für alle Generationen der Christen die Mitte seiner für uns unüberbietbaren Würde und seiner erlösenden Sendung in unsere Welt. Die Theologen haben sich noch nicht einigen können, wie seine Gegenwart im Sakrament der Eucharistie zu denken und zu definieren ist. Im ökumenischen Dialog der Konfessionen bemühen sich die Gelehrten um eine neue Sichtweise. Sie wurde uns wohl von indischen Christen bei den Verhandlungen zur vereinigten „Kirche von Südindien“ (Church of South India) erstmals vorgelebt. Sie fragten sich nicht mehr: Wie stellst du dir die Präsenz Christi in Brot und Wein vor? Sie fragten einander: Was erhoffst du dir von dem in Brot und Wein gegenwärtigen Christus für dein Leben und das Leben der Welt? So entstand 1948 eine tragfähige Kirchengemeinschaft, zumindest für die überwiegende Zahl der Konfessionen in Südindien.

Der christliche Betrachter wird seine neugewonnene christliche Deutung befragen, vielleicht vorsichtig und nur tastend. Das Tabernakel ist längst verschwunden, evangelische Christen erfahren am selben Ort in Brot und Wein in ihrer Tradition das Geheimnis des gegenwärtigen Christus. Sie feiern es in ausdrücklicher Gastfreundschaft mit allen Christen der Welt. Mit vielen Katholiken sehnen sie den Tag herbei, an dem gleiches Abendmahlsverständnis nicht mehr als Voraussetzung einer umfassenden Abendmahlsgemeinschaft gelten darf.

Der Dialog mit Juden ist im Vergleich zum ökumenischen Gespräch innerhalb der Konfessionen ungleich schwieriger. Er ist zudem im Verhältnis zur langen Dauer von Polemik und oft blutiger Feindschaft von erst äußerst kurzer Dauer. Mit jüdischen Besuchern unserer Klosterkirche wird man kaum rechnen können, ganz zu schweigen von der Möglichkeit eines jüdisch-christlichen Gesprächs vor dem künstlerischen Dokument der Mannalese in Nachbarschaft zur Eucharistie. Aber sollte es nicht zum Grundverständnis christlicher Predigt, christlicher Unterweisung, christlichen Lebens und christlicher Kunst heute gehören, dass unsere christliche Präsenz nie mehr zu einer Abwertung jüdischer Frömmigkeit und Tradition führen darf? Und sollte dies nicht grundsätzlich für jeden interreligiösen Dialog gelten? Ich kann nach allem, was religiöse Intoleranz der Menschheit an Leid zugefügt hat, zu keinem anderen Schluss kommen.

Je mehr wir vom jüdischen Verständnis der hebräischen Bibel kennen lernen, desto besser verstehen wir die Botschaft Jesu und seiner ersten Gemeinden. Unser Glaube wird reicher. Und die Welt erfährt einen lebendigen Hinweis auf den Shalom, der das Vermächtnis des jüdischen Rabbi Jesus von Nazareth an die friedlose Welt war. Und ist.

Anmerkungen:

1. 1956–1965.

2. Hier ist zu erinnern an Spaziergänger, die damals die Klosterkirche gezielt aufsuchten, in aller Regel aus kunstgeschichtlichem Interesse und mit spezifischen Vorkenntnissen. Vereinzelt kamen auch Gemeindegruppen zum Gottesdienst, so Pfarrer Kehr von der Heiliggeistkirche in Heidelberg mit einem Jugendkreis. Die wohl prominenteste Gruppe wurde von Prof. Emil Lacroix, dem damaligen Leiter des Landesdenkmalamtes Karlsruhe, im Rahmen einer Fachtagung geführt. [Anm. d. Red.: Eine veränderte Wahrnehmung der Klosterkirche durch solche Besuche ist allerdings nicht erkennbar geworden.]

Eine Legende sei in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen: Der ehemalige Ordinarius für Kirchengeschichte und Neues Testament an der Universität Heidelberg, Hans von Campenhausen, weithin bekannt für seinen skurilen Humor, habe wieder einmal der Klosterkirche mit seinem kirchengeschichtlichen Seminar einen Besuch abgestattet, wie er dies gelegentlich zu tun pflegte. Es war Frühsommer, der Kirschbaum neben dem Eingangsportal war voller Früchte. Ohne Skrupel bestieg der witzige Professor den Baum, holte sich sein Quantum Kirschen, nicht ohne seine Studenten moralisch zu belehren: „Sie wollen ja alle Pfarrer werden, da dürfen sie keine Kirschen stehlen. Aber ich darf!“

3. Die geringere Größe könnte, wie in zahlreichen ähnlichen Darstellungen jener Zeit, als Hinweis auf mindere Bedeutung zu verstanden werden. Vielleicht handelt es sich jedoch hier um ein Kind, das dem Stifter dienend zugesellt ist. Vgl. Gabriela Nutz: Die mittelalterlichen Wandmalereien der Klosterkirche Lobenfeld. (Diss. Karlsruhe 2002; Heimatverein Kraichgau, Sonderveröffentlichung 29) Petersberg: Imhof 2002, S. 149.

4. vgl. Nutz, S. 150.

5. vgl. Nutz, S. 150.

6. vgl. Gerold Necker in: Der Rede wert – Juden und Christentum im Mittelalter. SWR2 Radiosendung 10. 1. 1999, S. 17.

7. vgl. Anm. 2.

Wie innerhalb unserer Betrachtung noch deutlich werden soll, ist eine enge Verwandtschaft der biblischen Erzählungen zur Einsetzung des Hl. Abendmahls (Mark. 14; Matth. 26; Luk. 22; Joh. 13) mit dem Ablauf des jährlich gefeierten Sedermahls am Vorabend des jüdischen Pessachfestes nicht zu übersehen. Zum festen Ritual dieses in den Häusern gefeierten Mahles gehört ein gleichsam liturgisches Zwiesgespräch zwischen dem Familienvater und seinem jüngsten Sohn. Dieser fragt z. B.: „Was unterscheidet diese Nacht von allen Nächten?“ Der Vater antwortet mit der Erzählung der Einsetzung des Passahmahles (2. Mose 12). Andere Fragen folgen. Immer ist es das Kind, das fragt. In diesem liturgiegeschichtlichen Kontext könnte das Kind an der Seite des Klerikers eine überraschende Aufwertung bekommen.

Jüdische Betrachter könnten heute, falls sie nach den jahrhundertealten Demütigungen vonseiten der christlichen Gesellschaft die innere Freiheit zu einem Kirchenbesuch aufbringen können, in diesem Kind bei der Mannalese ein Element ihres jüdischen Glaubens entdecken. Ein interessanter Gedanke – mehr nicht. Aber immerhin ein Gedanke, der zu dem Vergleich des Apostels Paulus im Römerbrief passt. Er spricht zu den Christen Roms, die sich offensichtlich den Juden gegenüber ihrer vermeintlichen Überlegenheit rühmten: „*Rühmst du dich aber, so sollst du wissen, dass nicht du die Wurzel trägst, sondern die Wurzel trägt dich.*“

8. Repräsentativ für viele: Rolf Rendtorff (ev.), Hartmut Stegemann (ev.), Erich Zenger (rk.), Ansgar Koschel (rk.).

9. Exemplarisch für die Evangelischen Kirchen: die Neufassung der Grundordnung der Evang. Landeskirche in Baden 2001, dort in § 2: „*Die Landeskirche will im Glauben an Jesus Christus und im Gehorsam ihm gegenüber festhalten, was sie mit der Judenheit verbindet. Sie lebt aus der Verheißung, die zuerst an Israel ergangen ist, und bezeugt Gottes bleibende Erwählung Israels. Sie beugt sich unter die Schuld der Christenheit am Leiden des jüdischen Volkes und verurteilt alle Formen der Judenfeindlichkeit.*“ Zitiert aus „Grundordnung der Evangelischen Landeskirche in Baden“, herausg. vom Evangelischen Oberkirchenrat Karlsruhe 2001, S. 17.

Für die Römisch-Katholische Kirche hat Papst Johannes XXIII (1881–1963) die Wende eingeleitet – unübersehbar auch für die Weltöffentlichkeit – mit der Streichung der antijüdischen Karfreitagsbitte „pro perfidis Judaeis – für die treulosen Juden“ aus der römisch-katholischen Liturgie, zuerst im Bistum Rom, dann in der gesamten Weltkirche. Aus „Katholische Kirche und Judentum im 20. Jahrhundert“, Ansgar Koschel (Hg.), Münster: LIT Verlag, 2002. S. 76.

Hier sollte das bewegende Bußgebet jenes Papstes, nicht fehlen, verfasst kurz vor seinem Tod am 3. Juni 1963: „Wir erkennen nun, dass viele, viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen bedeckt haben, so dass wir die Schönheit deines auserwählten Volkes nicht mehr sehen und in seinem Gesicht nicht mehr die Züge unseres erstgeborenen Bruders wiedererkennen ... Vergib uns die Verfluchung, die wir zu Unrecht aussprachen, über die Namen der Juden. Vergib uns, dass wir dich in unserem Fleische zum zweiten Mal kreuzigten. Denn wir wussten nicht, was wir taten“ ebd. S. 89.

10. Martin Noth: ATD (Altes T, 2. Aufl., Bd. 5, Göttingen 1961. S. 108.
11. Matth. 5-7.
12. Ein Auszug aus seinem letzten Neujahrsbrief an seine jüdischen Freundinnen und Freunde in Israel im Juli 1970 zeigt beispielhaft seine tiefe Verbundenheit mit der Judenheit. Er fragt „... im heiligen Zorn über allen Antijudaismus“: ... „Soll denn die jüdische Passion kein Ende finden? Das fordert von uns nicht einen sentimental ‚Philosemitismus‘, sondern ein Mitwandern mit dem jüdischen Volk. Es fordert gerade an Rosch haschanah (Name des jüdischen Neujahrstags) ein Ringen mit dem Gott der Liebe, der doch so hart und schrecklich sein kann, wie uns scheint. Es ist ein Mitleben und Mitbeten, ein Dialog mit dem Ewigen und den geliebten jüdischen Brüdern und Schwestern. Ein Mitwarten auf Erleuchtungen und messianische Erfüllungen. Ein Mitschöpfen aus dem tiefen, köstlichen Brunnen des Ewigen, dem Brunnen der Schönheit und der Weisheit, aus dem Brunnen der Not und der Hoffnung ...“ Vgl. Redet mit Jerusalem freundlich, Evang. Presseverband für Baden, Karlsruhe 1986, S. 92. – Ebd. S. 93 wird Schalom Ben Chorin zitiert mit einer schriftlichen Würdigung von Hermann Maas aus dem Jahre 1984: „... Diese Stimme aus Heidelberg ist eigentlich eine Stimme aus Zion, dem Ort, von welchem immer wieder die Weisung und das Wort des Herrn ausgeht, für Israel und die Völker der Welt. (Jesaja 2,3).“
13. Gerhardt Langguth *Gemeinsam den einen Gott loben*, Stuttgart Quell Verlag 1989, S. 12.
14. Ders. *Sie sind doch unsere älteren Glaubensgeschwister*, Ev. Presseverband für Baden, Karlsruhe 1996, S. 3 f.
15. Evang. Gesangbuch 302, 5.
16. vgl. Anm. 6.